

**Der Mond ist aufgegangen -  
Meditation über vier Strophen  
des Gedichts von Matthias Claudius**

*Der Mond ist aufgegangen,  
die goldnen Sternlein prangen  
am Himmel hell und klar.  
Der Wald steht schwarz und schweiget,  
und aus den Wiesen steigt  
der weiße Nebel wunderbar.*

*Der Mond ist aufgegangen!* Der Mond, eines der beiden großen Lichter, die Gott an den Himmel stellte zur Ordnung von Tag und Nacht, als Wohltat für seine Schöpfung. Er scheint zuverlässig und treu, sodass wir uns im Dunklen orientieren können, und gibt uns Sicherheit, damit wir Gefahren rechtzeitig sehen. Aber er strahlt nicht so hell wie die Sonne, denn wir müssen und dürfen uns ungestört ausruhen und regenerieren. Wir brauchen die Nacht, wie wir das Licht des hellen Tages brauchen - als Raum der Ruhe, in dem wir, die wir nicht Gott sind, uns erholen können für den nächsten Tag.

In diesem Zusammenhang fällt mir ein Gedicht ein, das ich vor einigen Wochen geschrieben habe:

*Es ist Zeit zu schlafen.  
Zeit, Ruhe zu finden.  
Zeit, sich von neuem Gott anzuvertrauen,  
in dessen Händen das Leben  
ohnehin ruht.  
Es wird Zeit, die Nächte wieder zu lieben.*

Denn auch die Nacht in ihrer bedrohlichen Finsternis ist in Gottes Hand! Selbst wenn Wolken das Licht verdunkeln - *die goldnen Sternlein prangen*. Das Adjektiv „golden“ impliziert leuchtenden Schimmer, impliziert Reichtum und strahlende Schönheit; aber das zentrale Wort der dritten Zeile des Gedichts (und damit auch seiner Vertonung in der bekannten Liedfassung) ist der *Himmel* selbst, in der Fülle seiner Bedeutungen, und der Leser kann nicht eindeutig erkennen, ob die Charakterisierung „*hell und klar*“ den Sternen oder ihm zugeordnet wird.

Mit diesem himmlischen Licht kontrastiert der Wald, der als *schwarz und schweigend* beschrieben wird. Aber ist das wirklich ein Gegensatz? Der Wald besteht aus Bäumen, einem uralten religiösen Symbol, die sich als Bindeglied zwischen Himmel und Erde erstrecken. Die schwarze Färbung des Waldes erscheint zunächst unheimlich, ja bedrohlich. Dem entspricht scheinbar das Schweigen, in dem man, oberflächlich gesehen, keine Antwort erhält. Aber kennen wir nicht auch das angenehme Schweigen nach einer Fülle von Geräuschen, seien sie auch noch so schön? Und ist uns nicht auch jene Form der Kommunikation vertraut, die in der Stille Antwort schenkt?

Die Epoche der Romantik, aus der die Liedfassung stammt, hat die Ambivalenz des Waldes klar erkannt. „Waldeinsamkeit“ wurde zum Symbol für die Begegnung mit der dunklen Seite der Seele und mit dem Tod, zugleich aber war der Wald auch Rückzugsgebiet und, als Teil der Natur, Wunschtraum der Städter.

Im Lied schwingt sich aus dem - auch gedanklich - nicht fassbaren Dunkel des Waldes das Licht, das die Kunstgeschichte mehr oder weniger hilflos als „romantisches Licht“ bezeichnen muss, weil es nicht begrifflich einholbar ist - und doch manchmal so leicht verstanden werden kann in eigener Erfahrung.

Das Licht, das die Bilder eines Caspar David Friedrich aus scheinbar unbekannter Quelle nach überallhin durchströmt, ist dasselbe Licht, das, in fahlem Weiß und doch „wunderbar“, an jedem Abend aus den Wiesen steigt und letztlich von Gott her stammt. Von Undurchdringlichkeit ist bei diesem Nebel nicht die Rede, er ist vielmehr der schützende Schleier, der die Sorgen und das Unangenehme der Schwärze verdeckt und die „stille Kammer“ der nächsten Strophe zum Vorschein kommen lässt.

*Wie ist die Welt so stille  
und in der Dämmerung Hülle  
so traulich und so hold  
als eine stille Kammer,  
wo ihr des Tages Jammer  
verschlafen und vergessen sollt.*

Das sanfte Schweigen des Waldes wird in der zweiten Strophe begleitet von einer Stille, die ihrerseits eine Welt beschreibt, die „traulich“ ist, d.h. der man vertrauen kann, ja die in der schützenden Umarmung des beginnenden Abends fast anmutet wie ein Mutterschoß. Die Welt selbst wird durch die Dämmerung geschützt, und dadurch wird sie fähig, ihrerseits andere zu beschützen.

Aber wenn man genau liest - ist die Welt wirklich durch die Dämmerung geschützt? Ist die Hülle der Dämmerung nicht zugleich auch so etwas wie ein Schmuck oder ein Schutzumschlag, der von anderswo geschenkt wird, um der Welt ihr holdes, vertrauenswürdiges Nachtantlitz zu verleihen? Im Gesamtkontext des Liedes, dem es gelingt, Naturerfahrung und Religion in kindliches, aber nicht kindisches Vertrauen zurückzuführen und zwei große Geistesebenen der Menschheit zu vereinen, wird klar, wer dieser Jemand ist, der transzendente Ursprung des Lichtes, der jede Nacht von neuem, zuverlässig und treu, die Hülle der Dämmerung erschafft.

Auf jeden Fall verspricht die so besänftigte Welt etwas, das den Menschen hohe Wohltat bedeutet: die Möglichkeit, ja die „Pflicht“ (oder ist das „sollt“ futurisch, also als Versprechen, als Zusage, zu verstehen?), das Elend, das der Tag gebracht haben mag, zu verschlafen und zu vergessen im Schutzraum, der „still“ ist wie die Welt und gegenüber dem Lärm des Tages Ruhe bringt. Auf diese Weise kann zwar nicht jedes Problem gelöst werden. Aber auch diejenigen Sorgen, die am nächsten Tag vielleicht ungebrochen uns Menschen konfrontieren, können nach einer segensreich erholsamen Nacht leichter angegangen und vielleicht sogar aus der Welt geschafft werden, denn der Mensch, der dem Naturgesetz von Schlafen und Wachen folgt, ist gesünder und stärker.

*Seht ihr den Mond dort stehen?*

*Er ist nur halb zu sehen*

*und ist doch rund und schön.*

*So sind wohl manche Sachen,*

*die wir getrost belachen,*

*weil unsre Augen sie nicht sehn.*

Die dritte Strophe endet und beginnt mit dem Verbum „sehen“. Nachdem in der ersten Strophe, vor dem abschließenden „wunderbar“, sowohl Ausdrücke des Guten - „golden“, „hell und klar“ - als auch ambivalente Worte verwendet wurden - „schwarz“ und „schweigen“ -, denen in der zweiten Strophe eine beruhigende Zusage folgte, die diese Ambivalenz zum Guten wendete, geht es jetzt ums Sehen, um Erkennen und Erkenntnis, und das wohl nicht nur mit dem Sinnesorgan Auge.

In diesem Zusammenhang kommt mir ein Wort Saint-Exupéry's in den Sinn: *On ne voit bien qu'avec le coeur. L'essentiel est invisible pour les yeux*. Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar! Was natürlich nicht heißt, dass die Augen nicht fähig wären, mehr zu sehen, als ihnen Zäpfchen, Stäbchen und Netzhaut zu sehen erlauben. Aber sie bedürfen dazu, wie des irdischen Lichtes, so auch des himmlischen. Dementsprechend ist die Strophe zweigeteilt: Im ersten Teil geht es um das physikalisch messbare Licht, das den Mond als nur zur Hälfte „scheinend“ zeigt, im zweiten Teil dagegen kommt der Verweis auf nicht näher spezifizierte „Sachen“, die die Augen nicht erkennen und die deshalb sogar belacht werden.

Der Mond wird als im absoluten, zuverlässigen Sinne „rund und schön“ bezeichnet, unabhängig von dem, was wir sehen, und sogar unabhängig davon, wie wir mit dem, was wir nicht sehen, umgehen. Diese dahinterliegende Wahrheit ist immer da, und sie ist größer – so wie „manche Sachen“, die „unsre Augen [...] nicht sehn“. Wer mit einer solchen Wahrheit verächtlich umgeht, dem entgeht der Blick auf das, was die Welt tatsächlich ausmacht, und das wäre doch schade, denn es würde weder der Welt gerecht, noch würde es dem spöttischen Menschen zur Heilung reichen. Deshalb wird dieser hier auch nicht angeklagt, sondern es wird lediglich der Sachverhalt, wie ihn der Dichter wahrnimmt, geschildert, so dass der Spötter ihn begreifen kann.

Damit ist der Kreis des Sehens geschlossen und zugleich über die Grenzen physischen Sehens hinaus geöffnet auf die letzte Strophe hin in der impliziten Aufforderung, die Dinge, die wir nicht (oder nur zur Hälfte) sehen, nicht weiter zu belachen, erst recht nicht „getrost“, also mit innerer Sicherheit. Denn „Trost“ vom Jammer, den der Tag gebracht haben mag, war laut vorangehender Strophe in der nächtlichen Geborgenheit zu finden - und wer diese gibt, erfährt der Hörende in der letzten Strophe des Liedes.

*So legt euch denn, ihr Brüder,  
in Gottes Namen nieder,  
kalt ist der Abendhauch.  
Verschon uns, Gott, mit Strafen  
und laß uns ruhig schlafen  
und unsren kranken Nachbarn auch.*

In der letzten Strophe wird der Abendhauch als „kalt“ beschrieben. Der Ausdruck bezeichnet unter Umständen tiefe Ängste und drückt auf den ersten Blick Gefahr aus, bedeutet also zunächst einen beunruhigenden Gegensatz zu den vorangegangenen Versen. Die Brüder legen sich demnach „in Gottes Namen“ nieder, weil er der einzige ist, der sie vor dieser Kälte schützen kann. Aber dahinter steckt mehr.

Hat nicht jeder von uns schon einmal in der Abendkühle gestanden, bevor sie zu unangenehm wurde, und staunend die Schöpfung betrachtet? Außer für die Nachttiere ist jetzt die Zeit gekommen auszuruhen gemäß der Ordnung Gottes, die er zum Wohle seiner Schöpfung eingesetzt hat und die zugrundeliegt, auch wenn sie manchmal übertreten werden darf - auch daher also „in Gottes Namen“.

Um dem Vertrauen, das das ganze Lied durchzieht, Ausdruck zu verleihen auch und gerade vor dem Schöpfer, endet die letzte Strophe mit einem Gebet, und zwar einem sehr konkreten: Der Mensch, der sich in die Schöpfungsordnung gestellt weiß, bittet für ein unbestimmtes „Wir“ (Die „Brüder“? Wir alle? Alle Wesen der Welt, Wald, Sterne, Dämmerung, Nebel, Mond?) darum, dass Gott sie vor Strafen verschonen und sie ruhig schlafen lassen möge, auf dass der Inhalt der zweiten Strophe sich erfülle.

Die letzte Strophe führt schließlich zu dem einzigen in gewisser Weise näher bestimmten Menschen zurück, der im Lied genannt wird, obgleich sich dahinter jedweder „unbestimmte“ kranke Nachbar verbergen kann. Es ist „unser“ kranker Nachbar, und damit unser Nächster. Tagsüber bedarf er des barmherzigen Samariters, und nachts, wenn vielleicht kein menschliches Wesen für ihn da sein kann, bittet der Sänger des Liedes Gott darum, dass der Höchste selbst sich, wie am Tage schon, auch dann um ihn sorgen möge. Letztlich könnte natürlich auch der Bittende selbst einmal dieser kranke Nachbar sein; so ist aus diesem Fürbittgebet niemand ausgeschlossen, es geht um die gesamte Schöpfung.

Wiederum haben wir hier ein vielschichtiges Phänomen vor uns, denn die „Krankheit“ des Nachbarn wird nicht näher bezeichnet. Ist es ein körperliches Gebrechen? Geht es um eine psychische Krankheit, ist die Seele belastet? Oder handelt es sich vielleicht um etwas subtileres, um eine Art Vergiftung des Geistes oder des Herzens, wie sie in der zweiten Strophe in neutralem Ton angesprochen wird, wenn vom „Verlachen“ die Rede ist, weil der Angesprochene – *wir* Angesprochenen – verlernt haben, ehrfürchtig zu sein?

All dieses ist aufgehoben in der großen Bitte der letzten Strophe: Lass uns ruhig schlafen, aber ebenso auch unseren kranken Nachbarn, dessen wir uns abends noch einmal bewusst werden, weil auch er zu uns gehört. Das erinnert doch an etwas: *Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern*. Wir leben und begreifen uns als in der Verbindung zum Mitmenschen ebenso wie in der Verbindung zum Himmel. So führt das Lied der Schöpfung letztlich auf die Schrift zurück und umgekehrt - weil alles von Gott durchdrungen und durch ihn gehalten und erhalten wird.



A.S.

\* \* \*